

Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 57 (1999)

Artikel: Ein Schweizer Abend
Autor: Zollinger, Stefan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-718946>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Tony Steinmann als Delphinarist in: Das Willisauer Meer, von Thomas Hürlimann.

Ein Schweizer Abend

Stefan Zollinger

«Ein Schweizer Abend», so der Titel eines etwas ungewöhnlichen Theaterstücks, das die Theatergesellschaft zusammen mit dem Jugendtheater Willisau im März dieses Jahres aufgeführt hat. Die Idee war, die Befindlichkeit der Schweiz und das Lebensgefühl der Schweizerinnen und Schweizer an der Schwelle zum dritten Jahrtausend zu fassen und darzustellen. Zu diesem Zweck wurden verschiedene Schweizer Autorinnen und Autoren angefragt, Gedanken zur gegenwärtigen Schweiz niederzuschreiben.

Die beiden Regisseure Livio Andreina und Reto Ambauen sowie Spielerinnen und Spieler des Jugendtheaters und der Theatergesellschaft formten die erhaltenen Texte in unzähligen Proben während mehr als einem halben Jahr zu einem Bühnenstück. Einige Texte mussten dabei sehr stark verändert werden, was nicht immer einfach war, denn es gab auch verschiedene Ansichten zu den einzelnen Texten, verschiedene Deutungen und verschiedene Wünsche.

Auf einen Text, der besonders stark mit dem Luzerner Hinterland verknüpft ist, soll hier genauer eingegangen werden. Der Text ist von Al Imfeld, ursprünglich ein Prosatext, der von den Regisseuren in Zusammenarbeit mit den Spielerinnen und Spielern dramatisiert worden ist.

Eine Fassung des ursprünglichen Textes, ein Ausschnitt aus einer vom Autor

dramatisierten Form und vier Texte, die die Erfahrungen verschiedener am Projekt Beteiligter schildern, sollen einen Einblick geben, wie viele Schritte nötig sind, um aus persönlichen Gefühlen und Vorstellungen ein Stück aus Worten und Bildern auf der Bühne entstehen zu lassen.

Wenn sich Liebe zurückzieht

Al Imfeld, November 1997

Mutter Imfeld war weltbekannt. Ja, das kann man ohne Übertreibung sagen. Sie hatte stets Studenten, die Missionare werden wollten, gefördert und sie immer wieder zu einem Jass mit einem anschliessenden Kaffee-Fest eingeladen. Immer hat sie Süßigkeiten und ein bodenständiges «Zföifi» serviert. Daraus entstanden durch Jahre hindurch Freundschaften. Mutter Imfeld wusste diese zu pflegen. Immer wieder sagte sie, eine Freundschaft muss gepflegt sein. So schrieb sie jeden Sonntagnachmittag Briefe an Missionare, Priester, Brüder und Schwestern in aller Welt. Sie fühlte sich tief mit vielen Menschen und über sie auch mit der Welt verbunden.

Im hohen Alter, wenn man sie im Heim besuchte, ging sie die Namen der Stu-

denten von früher durch und fragte jede und jeden ab. «Was macht der Schmidlin? Er hat mir vor einiger Zeit einen Brief geschrieben.» Oder: «Und der Graf Loisl in Simbabwe?» «Ja, und der Birrer Eugen, ist der noch immer in Kenia?» «Der Ueli Scherer, ist der immer noch in Taiwan?» «Und auf Haiti, ja, wie heisst die Schwester dort?»

Aber nicht nur Missionaren gegenüber verhielt sie sich so. Hier in der Schweiz plante sie Besuche unter Verwandten. Sie war mit allen Tanten und Onkeln auf beiden Seiten, mit Nichten und Nefsen, mit Grosskindern verbunden und an ihnen interessiert. Alle Namen kannte sie und an allem und jedem Detail war sie interessiert. Stolz erzählte sie bis zur letzten Kleinigkeit denen, die sie besuchten, weiter.

Ich habe in meinem Leben und trotz weltweiter Kenntnisse nie so etwas gesehen. Sie strahlte zudem eine unbeschreibliche Wärme aus; sie mesmierte. Nicht dass sie einfach von einem zum anderen ging und an der Oberfläche haften blieb. Jeder spürte sofort, dass das tief, ja, sehr tief ging; sie war ein Pflock in dieser Welt. Wahrscheinlich hielt sie gar viel zusammen.

Und so ist es wohl nur begreiflich, als es zum Tode kam, dass darum herum die sonderbarsten Dinge weltweit geschahen. In unserer katholischen

Luzernertradition nannten alle dieses Ereignis *Künden*, und sie sprachen dieses Wort niemals leichtsinnig aus. Alle wussten, was darunter gemeint war. Beim Tod einer bestimmten Person spaltete sich etwa der Boden oder eine Fensterscheibe zerbrach und im gleichen Moment wusste die Person, die es anging, also die vom *Malheur* Betroffene, da kommt eine Nachricht von dieser, und genau dieser sterbenden Person auf mich zu. Diese Person kündet ihren Tod an. Und sie tut das, weil eine besondere und tiefe Verbindung, die auch negativ gewesen sein kann, bestand. Grosse Liebe und Hass sind immer zweiseitig. Wenn eine Seite geht, zerreisst der Sinn.

Bei Mutter Imfeld konnte man sich das sehr wohl vorstellen. Sie zog ihre tiefe Verbundenheit zurück und so kamen Türen und Geschirr betroffener Personen ihr beim Zurückziehen nach, eine positive Spannung verlor die «andere Seite», also etwas riss.

Solches also geschah nicht nur zu Hause, in ihrer Umgebung, sondern ging weltweit. Ein paar Tage später kam ein Brief aus Simbabwe. Darin fragte mich ein Mitbruder zu meiner Überraschung, ob Mutter Imfeld tatsächlich gestorben sei, denn mitten im Busch sei der Messekoffer plötzlich aufgesprungen, die Hostienbüchse sei auf den Boden gefallen, habe sich geöffnet und die

kleinen Hostien hätten sich im Busch zersät. Er habe sofort gewusst, das kam von Mutter Imfeld. Wie ein Blitz sei das gewesen. Dazu völlig unvorbereitet, denn einige Zeit schon habe er gar nicht an sie gedacht. Nur einmal habe er, als es ihm schlecht ging, gedacht, wie schön es wäre, jetzt bei Mutter Imfeld wieder ein Kafi zu trinken und zu jassen.

Schon an der Beerdigung erzählte der Steffi aus Galgenen, dass er beim Zeitunglesen am Nachmittag etwas döste. Plötzlich sei die Schranktür an der Wand aufgegangen, und er habe klar gehört, wie Mutter Imfeld ihm schmunzelnd sagte: «So Steffi, schon so lange hast du mir versprochen, mich auf die Alp mitzunehmen. Das magst du nun vergessen, das kannst du im Jenseits einlösen.» Er sei gar nicht erschrocken. Und als am Abend das Telefon klingelte, wusste er, dass dies die Ankündigung des Todes von Mutter Imfeld war.

Steffi hatte dies eben auf dem Weg vom Friedhof herunter zum Leichenessen erzählt, da getraute sich auch der Glöis aus Lungern einzusetzen: «Ihr glaubt es mir nicht und ich hätte es nicht zu sagen gewagt, wenn nicht Steffi eben sein Erlebnis erzählt hätte.» Er wechselte seine Stimme, um ihr Glaubwürdigkeit zu geben, und setzte voller Ernst wieder ein: «Es ist wirklich wahr. Ich lüge nicht. Auch ich lag auf dem Sofa und las Zeitung. Da flogen ein paar Gläser aus dem

Schrank. Eine Stimme sagte – und es war Mutter Imfelds Stimme: «Es gibt keinen Jass mehr.» Und dass es Mutter Imfelds Stimme war, das kann ich schwören.»

Ich wusste nur, was mit mir geschehen war. Wie immer hatte ich Mutter eine Geschichte zum Muttertag geschrieben. Auf Besuch ging ich an diesem Tag bewusst nie. Sie wusste es, akzeptierte es mit dem Verstand, und dennoch war sie traurig, wie man mir aus dem Altersheim mitteilte. Am Muttertag trat die Wende ein, die zum Tod führen sollte. Sie hatte an jenem Tag noch froh und munter Karten gespielt. Am Abend muss sie ein Schlägchen gehabt haben. Da eine Schwester, die fast im Nachbarhaus lebte, zu Mutter schaute, hatte Mutter schon vorher immer und immer wieder gesagt: «Bitte, bringt mich nicht ins Spital. Wenn ER kommt, dann will ich mitgehen. Ich will zu Vater.» So liess der Verwalter ihren Arzt kommen. Dieser stellte fest, dass sie sehr schwach geworden sei. Sie nehme zwar alles wahr, aber man müsse auf alles gefasst sein.

So liess die eine Tochter eine ihrer Schwestern kommen. Beide waren Tag und Nacht bei ihr.

Am Montag hat sie sich erinnert, dass sie die Geschichte von Al nicht gelesen hatte. Lesen konnte sie nicht mehr, also wollte sie, dass Hanni oder Mariann die

Geschichte vom Korber vorlasen, von den Weiden an Sidlers Bächlein, der Eiche im Ecken, vom Mätteli, wo sich in der Ecke alle Männer zum Schwatz trafen, später der Sidler, der als Erster eine Telefon hatte, Vater Imfeld oder den alten Muff ans Telefon riefen, die Imfeld, als Erste mit einem Radio, zusammen mit allen Männern von der Roth am Freitag die Weltchronik von J. R. von Salis hörten, und daneben die Weiden, vor allem ein Weidenstock, der herausstach, und im Winter der Korber, der aus diesen Weiden *Zeinen* flechtete, oder *Znünikörbe* und einmal gar ein *Huttli* für den kleinen ältesten Sohn. Etwas von einer grossen Vergangenheit mit sehr viel Kontakt und Austausch, von Menschen, die wie Weiden zu besonderen Gefässen geflochten worden waren, muss Mutter Imfeld durch den Kopf gegangen sein. Sie war zwar schwach, aber dennoch sagte sie immer wieder ganz leise: «Lest, lest, ich will das nochmals hören.»

Am Mittwoch – mitten im Vorlesen – sagte Mutter Imfeld: «Könnt ihr nicht Al telefonieren, damit er herkommt. Wenn er kommen kann, warte ich mit *meinem* Tod, bis er da ist.» Al verliess in Zürich eine Sitzung, setzte sich in die S-Bahn nach Steinhausen. Als er ins Zimmer trat, lächelte die Mutter, sagte kein Wort und ging hinüber – zu Vater. Andere Kinder waren auch herbeigekommen. Hanni hatte nach dem Telefon an Al sie

wissen lassen, dass es bald vorbei sein müsse. Al war der Älteste und Mutter war so stolz auf ihn. Als sie also sagte, dass sie auf ihn warten würde, war es klar, sie würde sterben. Das konnte also Hanni ohne weiteres mitteilen. Einige waren bereits gekommen. Schockiert wie bei einem Tod anderer Menschen war niemand; betroffen wohl, traurig auch, traurig, einen solchen Menschen zu verlieren und nicht mehr an der Seite zu wissen. Immer wieder wurde unter den Kinder von allen gesagt, dass ihre Mutter etwas ganz Besonderes sei und sie alle zusammenhalte, wie ein Bündel zusammengeschnürt. Die Mutter war eine *Wiidebinderin*.

Vor allem schmerzte es sie, wenn Kinder sich nicht «brav» verhielten. Diese jedoch schloss sie besonders ins Gebet ein und weinte ab und zu eine Träne. Sie hat sich nie vor Tränen geschämt.

Das Sorgenkind der Familie war Otto. Seit einiger Zeit galt er als verschollen, und niemand hatte eine Ahnung, wo er sich aufhielt. Mutter Imfeld brachte es fertig, ihn vor ihrem Tod kurz ans Sterbebett zu ziehen. Für Hanni und Mariann einfach unglaublich, als Otto plötzlich im Zimmer der Mutter stand. Mutter hatte geschlafen, die beiden hatten die Zeit benutzt, in der Küche etwas zu Mittag zu essen. Als Hanni wieder ins Zimmer trat, sah sie Otto und schrie auf: «Ein Geist, ein Geist!» Mariann kam her-

beigesprungen. Sie merkte nicht, dass Otto an ihr vorbeiging und wieder verschwand. Sie ging zu Mutter hin und diese sagte gewaltig erleichtert: «Ich habe Otto gesagt, dass er euch nicht böse sein und keine Sorgen bereiten solle.» Und Mariann fragend: «War er denn hier?» Mutter ganz ruhig: «Selbstverständlich. Ist er nicht zu euch in die Küche gekommen?»

Beide waren wirklich verdutzt. Mutter verlangte ganz schwach: «Die Korbergeschichte von Al ist noch nicht fertig. Lest doch weiter. Sie ist so schön.»

Mutter zieht die Fäden zurück

Ein Kleinstück für Willisau

Al Imfeld, Juli-August 1998

AKT I

1. Szene

Mutter liegt im Sterbebett. Sehr schwach. In der einen Hand ein Taschentuch. In der anderen den Rosenkranz. Zwei Töchter, Mariann und Hanni, sind bei ihr. Mariann liest der Mutter aus der letzten Geschichte, die ihr Sohn Al für sie geschrieben und ihr zum Muttertag geschickt hat. Hanni versucht Tee zu kochen, Pillen zurechtmachen. Sie ist die nervöse Tochter.

Hanni: Sollte Mutter nicht etwas Tee nehmen? Auch die Pillen sind an der Reihe.

Mutter winkt ab: Ich will jetzt noch die Geschichte von Al hören, die er mir zum Muttertag schrieb. Seine letzte Geschichte für mich.

Mariann liest weiter: *Und einmal im Jahr kam der Korbmacher. Unser Korber war blind. Dennoch konnte er mit diesen Weiden umgehen, einfach meisterhaft. Ich schaute ihm ohne Langeweile einen halben Tag lang zu. Ob es ihn noch gibt? Einmal machte er eine Bemerkung: Uns Korber gibt es solange es Most und Körbe gibt...*

Hanni zur Mutter – fast ins Ohr: Hörst du uns noch? Hörst du der Geschichte noch zu?

Mutter – ganz schwach: Ob ächt de Äl z'erreiche escht? Telefonierit em und segt em: I warte no met em Stärbe, wenn er sofort cha cho.

Hanni verschwindet.

Mariann liest weiter: *Wir Korber existieren solange es Most gibt und man Körbe will... «Zuschauen kannst du, aber schweig.» Er musste mit den Weiden allein sein, um mit ihnen still und innerlich zu sprechen, sie bitten und vielleicht gar beschwören, dass sie sich so windeten, wie er die Weiden haben wollte. Damals hatte ein Meister noch Einfluss aufs Material...*

Mutter: Ich kann ruhig gehen. Meine Zeit ist vorüber.

Es wird dunkel. Eine schwarze Kleinleinwand kommt von oben – wie eine Sprechblase. Es wird ein kleines Video eingeschaltet. Ganz müde sitzt Mutter auf einem Taburettli, den Rücken an der Wand abgestützt. Sie betet den Rosenkranz. Man hört schwach, wie sie in der Mitte des *Gegrüssst seist du Maria*, wie üblich und je nach dem Gesetzen, das Meditationsthema anführt; hier ist es: «Der für uns Blut 'geschwitzt hat» beifügt:

Lass meinen Alois Priester werden. Schick ihn in alle Welt. (Und dann wie üblich fortfährt) «Heilige Maria, Mutter Gottes...»

2. Szene

Der langhaarige Sohn Otto tritt unerwartet ins Zimmer.

Mariann: Jesses Gott! Bescht du e Geischt. Scho lang hemmer vo der nüd me ghört, ke Adresse gha. (Um Himmelgottswillen. Bist du ein Geist? Solange haben wir von dir nichts mehr gehört und keine Adresse gehabt.)

Mutter schaut sanft hin und lächelt und sagt mit trockener oder verdorrter Stimme: Ich habe ihn hergeholt. Manche Träne hab ich um dich geweint und Rosenkranz gebetet. Da bist du also.

Otto (ganz selbstverständlich feststellend): Du hast mich hergeholt. Nach dem Mittagessen fielen einfach so... die schönen Kunstmäder, die ich von Al noch immer habe, aus dem Gestell heraus und es war mir sonnenklar, Mutter, du rufst mich und ich warf mich ins Auto und fuhr hierher. Gell, vergib mir und denk an mich.

Mutter mit Augennässe, nimmt ihr Taschentuch und fährt darüber, gibt

Otto fast passiv die Hand und sagt:
Schön, dass du gekommen bist.
Drück mir die Hand und versprich
mir, kein Sorgenkind mehr zu sein.

Otto sagt nichts, zieht sich zurück und
Mariann liest weiter: *Nach und nach
verschwanden Weiden, Weiher und
Bäche. Die Korber starben aus...*

Mutter: Über was haben wir gelesen?

Mariann: Übers Mätteli am Bächli zwi-
schen Muff und Sidler.

Mutter: Lies einfach, es ist so schön. Ich
weiss es ja schon, aber ich will es
hören. (Otto stiehlt sich hinaus.)

Hanni kommt herein und teilt mit: Der
Al wird kommen.

Mariann: Hast du dem Otti noch grüss
Gott gesagt?

Hanni: Wo ist er? Ich habe keinen Otti
gesehen.

Wieder wird es dunkel und wieder fällt
wie eine Blase die Leinwand herunter.
Wir sehen, wie ein Pater in Soutane bei
Mutter Imfeld ist und sagt:

Frater Alois wird nie ein guter Mis-
sionar. Er glaubt nicht an Heiden.

Mutter: Aber sind sie nicht alle einfach
Menschen?

Ich würd auch ihnen einen Kafi
Schnaps anbieten.
Und nach meiner Ansicht müssten
alle Jassen lernen.

3. Szene

Al kommt keuchend ins Zimmer, ohne
etwas zu sagen.

Mutter sieht ihn und zieht sich zurück.
Lächelnd. Fällt ein.

Ganz kurz wiederum kommt die
schwarze Blasen-Leinwand herunter,
und die Zuschauer sehen, wie Mutter
Imfeld mit dem weissen Taschentuch
sich die Tränen abwischt und leise
klagt:

Warum muss denn Alois immer so
provokativ sein?

Er meint es ja gut.

Ich bin stolz auf ihn.

Aber etwas plagt es mich schon,
wenn andere Frauen munkeln, dass
dieser Al ein Ketzer ist. Al ist schon
recht.

(Eine Träne geht ins weisse Ta-
schentüchlein.)

Leinwand auf und weg.

Mariann: Mutter hörst du uns noch?

Hanni kommt herbeigeeilt und stellt
fest: Mutter ist tot.

Werner kommt hinzu und merkt, dass Mutter soeben gestorben ist: Schaut wie friedlich. Sie lächelt. Sie ist hinübergegangen.

Al: Die grosse Meisterin im Zusammenhalten der ganzen Welt wird weiterhin alle zusammen halten. Wir haben Mutter nicht verloren. Solange jemand an sie denkt, lebt sie.

Werner: Ich telefoniere sofort dem Doktor und der Gemeindekanzlei.

Hanni: Und vergiss die Todesanzeigen in den Zeitungen nicht.

Mariann: Hanni und ich legen ihr das Sterbehemd um.

Al: Ich sehe Mutter schmunzeln, als ob sie sagen würde: Jetzt müsst ihr sogar noch für den Tod arbeiten.

Er schaut sich nochmals die tote Mutter an, die zufrieden ruht und ein Schmunzeln auf dem Gesicht hat.

Abermals kommt von oben die schwarze Blase und man sieht, wie Mutter Imfeld ganz ruhig, ausgeruht, zufrieden, lächelnd, vor dem Kreuz feststellt:

Es war hart, Herrgott, aber dennoch bin ich glücklich, solange sie zufrieden sind, meine Kinder, und gesund; das ist das Wichtigste!

AKT II

1. Szene

Auf der Beerdigung. Die Menschen verlassen den Friedhof. Man begrüßt sich gegenseitig, gerade so, wie man aufeinander trifft.

Al begrüßt den Cousin Stefan: Grüss dich, Stefan. So, und wie geht es in Galgenen?

Stefan: Danke. Gut. Al, du hast eben in deiner Abdankung etwas vom Kunden deiner Mutter erwähnt. Da du es schon erwähnt hast, kann ich dir noch eine eigenartige Geschichte erzählen, die ich ohne Deine Erwähnung nie zu erzählen gewagt hätte. Sie kündete auch bei mir. Ich war beim Mittagsschlafchen. Plötzlich fiel mir die Zeitung zu Boden und aus dem Schrank fielen ausgerechnet drei Kaffeegläser, einfach so, grundlos, wie bei einem Erdbeben, aber ich wusste, dass Tante Fränzi stirbt oder eben gestorben ist. Dazu hörte ich die Stimme von Tante Fränzi mit etwas Schalk sagen: So, jetzt machen wir den Alpbesuch im Wäggital vom Himmel aus. Ich hatte ihr schon lange versprochen, sie noch einmal auf unsere Wäggitaler Alp mitzunehmen. Es kam halt einfach nie zu stande. Jetzt bin ich ziemlich traurig. Man unterlässt im Leben zu viel.

Al: War diese Verbundenheit meiner Mutter nicht erstaunlich. Sie stirbt und in dem Augenblick zieht sich sozusagen die Welt zusammen. Türen und Schränke öffnen sich. Die von meiner Mutter geliebten Dinge fallen heraus.

Stefan, robust, ihm kommen die Tränen: Gibt es das noch! Ich meinte, diese Zeit sei vorbei. Al, glaubst du wirklich, dass es noch ein Künden gibt?

Al: Wie sollen Menschen heute beim Tod künden, wenn es nichts mehr zu verkünden gibt?

Glaus, etwas unwohl: Etwas lässt mich einfach nicht los. Früher hätte man dem Künden gesagt. Heute meint man, dass alles bloss Einbildung sei. Stell Dir vor, genau an diesem Nachmittag geschah bei mir etwas, das ich einfach nicht glauben kann. Plötzlich fielen die Jasskarten aus dem Schrank. Ich wusste sofort, dass das mit Mutter Imfeld einen Bezug hat. Dann kam aus dem Hintergrund die Stimme der Tante Fränzi – und es war sie wirklich! Sie sagte: Den nächsten Jass machen wir dann zusammen im Himmel. Glaubst du an das? Oder ist das ein Anzeichen vom Altwerden?

2. Szene

Ebenfalls von der Beerdigung weggehend, Werner und Cousin Glaus aus Lungern. Etwas korpulent. Beide verstanden sich immer gut. Beide sind leidenschaftliche Jasser.

Werner: So, was macht Lungern? Wie geht es Dir? Jasst wohl ein bisschen zu viel.

Glaus: Danke, gut. Die Hauptsache ist, dass man zufrieden und gesund ist. Du, sag mal, wann starb die Mutter?

Werner: Am Nachmittag. Zwischen zwei und drei. Warum?

3. Szene

Drei Priester aus Immensee, Missionare im Ruhestand, laufen ebenfalls vom Friedhof zurück und beginnen unter sich Erinnerungen auszutauschen.

P. Ruedi: Wie oft haben wir bei Imfelds gejasst und Mutter Imfeld hat das unterstützt und gesagt: Beim Jassen redet man nicht über andere Böses und beim Jassen wird der Neid vertrieben. Sie meinte immer: der Neid des Lebens ginge für eine kurze Zeit in den Jasskarten unter...

P. Othmar: Gejasst haben wir bei Imfelds und Mutter war immer im Hintergrund. Meist hat sie ja nicht mitge-

jasst, sondern geschaut, dass alle etwas zu trinken und zu essen hatten. Sie war eine Studentenmutter. Eine ganze Missionsgesellschaft ist durch diese Stube mit dem grossen Jasstisch und dem anschliessenden Zünfi gegangen.

P. Jules: Und es hat mitgeformt wie ein Noviziat. Sie bräuchte einen kirchlichen Orden. Rom hat solche Geheimnisse in der 2000-jährigen Geschichte noch nicht entdeckt. Jassen als ein spirituelles Mittel zur Heiligkeit. Bei uns im Seminar war jedoch das Jassen wie der Teufel verpönt.

Othmar: Ruedi, mit Dir war sie besonders verbunden.

Ruedi: Ja, ja, sie schrieb mir regelmässig nach Haiti.

Othmar: Und mit Imstepf war diese Verbundenheit noch stärker. Ich arbeite mit ihm auf derselben Station in Simbabwe. Ab und zu – wenn er erfolglos ist – sagt er: Es gibt wenigstens ein Denkmal für mich auf dieser Welt. In der Familie Imfeld lebt der Gabschi als Jasskarte fort. Der Gabschi – das war ein verrückter Jass zu acht mit drei Sets und mit einer Karte, dem Schellen Banner, der alles stach. Das war der Gabschi.

Jules: Alle Nachkriegsstudenten aus dem ganzen Hinterland, von Buttisholz bis Pfaffnau, von Wolhusen bis Luthernbad wurden von Mutter Imfeld mit Kaffee, einem Zobig und Jass für ein Leben lang miteinander verknüpft.

Ruedi: Sie war einmalig. So etwas gibt es nicht in 100 Jahren. Ich habe sie regelmässig im Alter besucht und immer sprach sie von meinen Kartengrüssen oder fragte, wie es dem Ueli Scherer auf Taiwan, dem Wädi Kaufmann in Simbabwe oder dem Gabschi Imstepf erginge.

Othmar, besinnlich, fast etwas traurig: Ich glaube, hier haben wir den letzten Mensch einer Studentengeschichte begraben.

Jules: Die Zeit solcher Studentenmütter, ja, ja, das war einmal. Solch enge Beziehungen gibt es nicht mehr. Mit den Stipendien ist das Kollektieren und Betteln der Studenten vorbei.

Othmar: Wir haben eine Erinnerung beerdigt.

AKT III

1. Szene

Al sitzt in seiner mit Büchern überfüllten Studierstube und liest einen Brief von einem Kollegen aus Kenia und liest und spricht vor sich hin:

Kann doch nicht sein. Die Mutter müsse tot sein. Was? Ich habe es sofort gespürt, schreibt er. Meine Mutter soll also sogar die Halbwüste im Norden mit den vielen Flüchtlingen beherrschen? Eugen fragt mich, ob meine Mutter tot sei? Gibt es denn das? Wie kommt er dazu? Ja, da schreibt er:

Ich war zu Flüchtlingen unterwegs. Da standen vor mir auf der einen Seite einige Kühe, ausgehungert, auf der anderen Seite Flüchtlinge, ebenfalls ausgehungert. Ich hörte aus der Luft eine Stimme, eigentlich ein typisches Erlebnis nach viel Arbeit mit grosser Ermüdung in der Trockensavanne. Eine Stimme, die fragte: Warum hilfst du immer blass Menschen und nicht auch einmal Kühen? Und es war ganz klar die Stimme deiner Mutter, die ein Zitat von Vater benutzte. Denn das war eigentlich nie die Frage deiner Mutter, sondern die deines Vaters, ein Schalk. Dein Vater meinte immer, wenn es den Kühen gut geht, gesunden auch die Menschen. Und nun stellte deine Mutter diese Frage. Es war mir son-

nen klar und ich weiss es – sie meldete sich ab. Wie ist es nun, starb sie tatsächlich; ist sie tot – oder war das alles eine Halluzination?

Al (er legt den Brief nachdenklich weg. Lehnt sich zurück. Wird traurig): Mutter, stehst du nun auf der Seite des Vaters? Kümmern wir uns zu viel für Menschen und vergessen die Kühe?

(Nimmt nochmals den Brief in die Hand und liest den Satz laut vor sich her:) Dein Vater meinte immer, wenn es den Kühen gut geht, gesunden auch die Menschen. (Vorhang)

2. Szene

Ein Freund tritt in Als Studierzimmer. Al sitzt am Computer.

Freund: Hat deine Mutter dir, seitdem sie tot ist, auch schon geschrieben? Wo ist sie wohl? Gibt es im Himmel ein solches Stubenbuffet, mit einem ausziehbaren Schreibtisch, auf dem deine Mutter Briefe in alle Welt schrieb? Erinnerst du dich noch?

Al: Selbstverständlich, aber warum fragst du mich so etwas?

Freund: Deine Mutter muss eine neue Mitteilungsform gefunden haben. Sie schrieb stets Briefe in alle Welt, an

Missionare, und nun wird sie es nicht lassen können. Vielleicht gab ihr Gott den Auftrag, bis diese letzten Missionare tot sind, ihnen weiterhin Trostbriefe zu schreiben.

Al: Spinnst du? Willst du mich hoch nehmen?

Freund: Also seriös. Ich arbeitete heute am Computer. Irgendwie war ich versunken oder weg, aber ich schrieb. Als ich zurückkam und auf den Bildschirm blickte, stand da: *Wer Rosenkranz betet und jasst, kann die Welt zusammenhalten.*

So etwas kann ich gar nicht geschrieben haben. Ich glaubte zuerst an Geister. Gesponnen. Da fiel mir ein, das kommt von deiner Mutter. Und jetzt ist es mir sonnenklar. Deine Mutter hat uns geschrieben.

Al: Ich versteh das nicht. Ich hätte aber noch den Kafi Schnaps beigefügt.

Freund: Deine Mutter hätt' ihn jedoch still und selbstverständlich serviert. Kein Aufhebens gemacht. Zu dieser Welt der einstigen Missionsstudenten gehörten sie, der Kafi, der Jass und der Rosenkranz.

Al: Und nun die Computerbriefe.

Livio Andreina, Regisseur:

Solange ein Text im geschlossenen Buch in der Bibliothek oder auf dem Nachttisch daliegt, schlummert der Inhalt wie versiegelt zwischen den Buchdeckeln. Wenn der Leser das Buch öffnet und darin liest, entsiegelt er die Zeichen, welche Worte bilden, und eine ganze Welt tut sich auf, seine Phantasie bewegt sich. So wird eine Geschichte lebendig und erlebbar.

Im Theater spielt sich ein ganz anderer Prozess ab als beim Lesen. Dort ist es notwendig, eine Geschichte mit andern Mitteln zu erzählen. Im Theater erlebt der Zuschauer eine Geschichte durch bestimmte Handlungen, Bewegungen im Bühnenraum, durch dialogische Räume, die sich bilden, wenn Menschen sich begegnen, sprechen und agieren.

Mit der Erzählung von Al Imfeld stand ich vor genau dieser Schwierigkeit: Wie ist es möglich diese wunderbar schlichte und einfache Beschreibung, diese zarten Erinnerungen an eine sterbende Mutter, mit der auch eine ganze Welt stirbt, auf der Bühne zu spielen? Wie kann diese Geschichte, die wie kleine Holzschnitte die Luzerner Hinterlandgegend und auch alle darin schlummernden Gefühlslandschaften berührt, so umgesetzt werden, dass ein Theaterpublikum dies erlebt? Ohne die Vorlage zu verletzen, ohne den Autor zu ignorieren?

Ein Theaterbild setzt sich aus einzelnen differenzierten Handlungen, aus Bewegungen und aus gesprochenen Worten zusammen. Diese Teile sind nicht beliebig, sie müssen exakt geprobt werden, im richtigen Tempo und Rhythmus gespielt sein und die Reihenfolge muss den inneren Inhalten entsprechen.

Mein Gedanke dabei war, jede einzelne Nuance der Erzählung in eine Handlung zu verwandeln, in Handlungsdetails aufzulösen und damit das Bild zu schaffen: diese Mutter kenne ich, den Kafischnaps rieche ich, den Jass habe ich auch geklopft, das Weihwasser und den Rosenkranz – wie meine Mutter! und der Moment des Todes, er soll betreffen... Gemeinsam mit dem Ensemble machten wir uns auf den Weg. Er erwies sich als schwierig. Erst bei den Hauptproben fanden wir eine befriedigende Lösung. Zuerst improvisierten wir, spielten einzelne Sequenzen in verschiedenen Varianten, veränderten immer wieder neu die Reihenfolge der Bilder. Schliesslich schrieb ich drei Fassungen und letztlich die Schlussfassung der ganzen Szene. Mit einem Beispiel möchte ich im Folgenden eine Umsetzung skizzieren:

Aus der Erzählung von Al Imfeld:

...Die Mutter liebte *Höugeli*, also fromme Bildchen, und gegen Schluss immer mehr die Helgen der Verstorbenen. Jetzt reiht sie sich selbst in diese Reihe der Helgen ein. Sie jedoch kann niemand mit einem Bild allein einfan-

gen. Eigentlich müssen es Geschichten sein. Das habe ich versucht. Sie lebe mit uns weiter im Frieden, den sie stets suchte, für den sie betete und den sie meistens auch hatte...

*Theaterfassung von mir dramatisiert
(Text Al Imfeld):*

...Schlussbild: Mutter stirbt
(Die Mutter holt ein Totenlaken aus einem Koffer. Die Zeit steht still. Das Requiem, das der Chor während der ganzen Szene gesungen hat, verstummt. Alle schauen zur Mutter. Dann legt sie sich ins Sterbebett und zieht das Laken über sich. Auftritt Hanni und Mariann, ihre Töchter.)

Hanni: Setti d'Muetter nid e chli Tee näh? Und d'Pille wärid au noche.
(Die Mutter stösst die Tasse weg.)

Mutter: Öb ächt de Al z'erreiche isch?
Tue ihm telefoniere und säg ihm, ich warti mit Stärbe, wenn er sofort cha cho. (Hanni ab.) Ich cha ruhig go. Mini Ziit isch verbi.
(Otto, der Bruder von Al, erscheint.)

Mariann: Jesses, du Otti? Bisch e Geischt? Scho so lang hemmer nüt meh ghört vo dier.

Mutter: Ich ha ihn häregholt. Mängi Träne hani ghüült um dich. Do bisch also.

Otto: Jo, du hesch mich gholt, hüt bim
z'Mittag, d'Büecher sind usem Gstell
gfloge – du hesch mich grüeft.

Mutter: Schön bisch cho. Drück mer
d'Hand und gäll, sig mer kes Sorge-
chind. (Otto ab.)

Hanni kommt zurück: De Al chunt!

Mariann: Hesch de Otti gseh?

Hanni: Was? Ich ha kei Otti gseh.

(Al kommt keuchend. Die Mutter sieht ihn und zieht sich zurück, fällt lächelnd ein. Das Requiem erklingt wieder. Unterdessen ist der Leichenzug mit dem Sarg bei der Mutter angekommen. Ins Grab werden anstelle von Erde, diejenigen Dinge geworfen, die aus alten Zeiten der Mutter gehörten. Sie sind im Koffer.

Die Mutter steht auf, ein Engel kommt und führt sie in den Himmel und setzt sich neben die Mutter.)

Al: Jetzt liet sie friedlich do! – (Er nimmt ein Bildchen zur Hand.) Höugeli het sie gärn gha. Jetzt isch sie selber zum Höugeli worde. (Es erklingt der vierstimmige Schlusssatz des Requiems.)

*Charlotte Meyer-Engeler,
Rolle der Mutter:*

Im Juli 1998 wurden wir Theaterinteressierten erstmals auf das neue Projekt *Ein Schweizer Abend* aufmerksam gemacht. Ein Projekt, das von der Theatergesellschaft Willisau zusammen mit dem Jugendtheater realisiert werden würde.

Ich habe bereits zweimal unter der Regie von Livio Andreina gespielt, und mir alle Stücke, die bis anhin vom Jugendtheater aufgeführt wurden, angesehen. Ich bin begeistert vom Jugendtheater. So fiel es mir nicht schwer, zur neuen Herausforderung Ja zu sagen. Zusammen mit dem Jugendtheater und mit Leuten wie Livio Andreina, Anna-maria, Reto Ambauen, Daniel Steffen, Albin Brun zu schaffen, auf das habe ich mich gefreut.

Zwei Schweizer Autorinnen und acht Autoren haben ihre Stücke eingereicht.

Proben mit Livio ist sehr spannend. Was mir besonders gefällt ist, dass er die Spielerinnen und Spielern mitdenken, mitreden, umgestalten lässt, wenn nötig. Jeder Spieler, jede Spielerin versucht beim Proben eines Stückes in jede Rolle zu schlüpfen. So können alle auf ihre Art improvisieren, so spürt man die Vielfalt von Möglichkeiten. Die Spielerinnen und Spieler haben also recht viele Freiheiten und dürfen sich so entfalten, und doch ist einer da, der alles in



Szene aus: *S'Hochsigfoti*, von Franziska Greising.

den Fingern hält. Das macht Spass. Man kann so auch viel voneinander profitieren.

Da es ja um zehn verschiedene Geschichten ging – und jeder Autor hat seine Art zu schreiben – fanden wir allmählich unsere uns lieb gewordenen Figuren. Es gab Geschichten, die nur für die Jugendlichen und solche, die nur für die Älteren bestimmt waren. Und trotzdem kam es vor, dass wir allesamt auf der Bühne standen.

Mutter zieht die Fäden zurück, dieses Stück war für uns Ältere gedacht. Bald schon war es das Stück, an dem wir am meisten zu nagen hatten. Viele von uns hatten eine innere Abneigung, an diesem Stück überhaupt arbeiten zu wollen. Immer wieder hatten wir gemotzt, uns gewehrt, uns negativ eingestellt und uns gefragt, ob denn dieses Stück

überhaupt gespielt werden müsse... Livio weiss, was er will und liess uns auch spüren, dass es klar ist, dass auch dieses Stück gespielt werden wird. Basta!

Widerwillig haben wir den Tod der Mutter Imfeld immer wieder neu zu inszenieren versucht. Mal stehend an der Wand mit Trauernden in der Nähe, mal auf einer Bank liegend, mal auf einem Stuhl in sich versinkend... Theater ist vielseitig. Wir haben dann auch schon bald diesem Stück den Namen *Mutter stirbt* gegeben. Es tat gut, dass wir uns dann einmal richtig aussprechen konnten. Wir hatten einfach immer das Gefühl, das Stück, so wie es geschrieben war, hätte keine Chance gespielt zu werden (jedenfalls nicht von uns!). Mit Erfolg: Livio hat das Stück dramaturgisch neu entworfen. Es kamen dann

noch zwei weitere Überarbeitungen hinzu, und mit dem dritten und letzten Entwurf konnten wir uns dann endlich anfreunden. Zum ersten Mal weckte die Arbeit an diesem Stück Freude. Ein wunderbarer Teil war auch das Requiem, das vom Chor gesungen wurde. Darauf habe ich mich immer besonders gefreut.

Bei Livio werden die Rollen nicht einfach verteilt. Das ist jeweils auch ein spannender Teil am Ganzen. Jeder darf sich melden, wo er sich wohl fühlt. Ein bisschen Flexibilität bei so vielen Leuten verlangt das zwar schon, aber am Schluss ist es doch immer wieder jedem irgendwie gerecht getan. In seltenen Fällen gibt es Ausnahmen, dass Livio jemandem – sagen wir es einmal so – eine Rolle anbietet. So war ich denn vielleicht etwas erstaunt, als er dann plötzlich zu mir sagte: Bi de Mueter Imfeld han i a d'Charlotte dänkt... – Oh Gott, uusgrächnet! Nun, ich war die älteste Spielerin und eigentlich liegt dann so et-

was auf der Hand. – Jä nu, denn halt! – Und heute muss ich sagen: es ist meine Lieblingsrolle geworden.

Mutter stirbt! Ich habe eigentlich erst während des intensiven Arbeitens an diesem Stück erkannt, wie viel Leben darin vorkommt – gelebtes Leben.

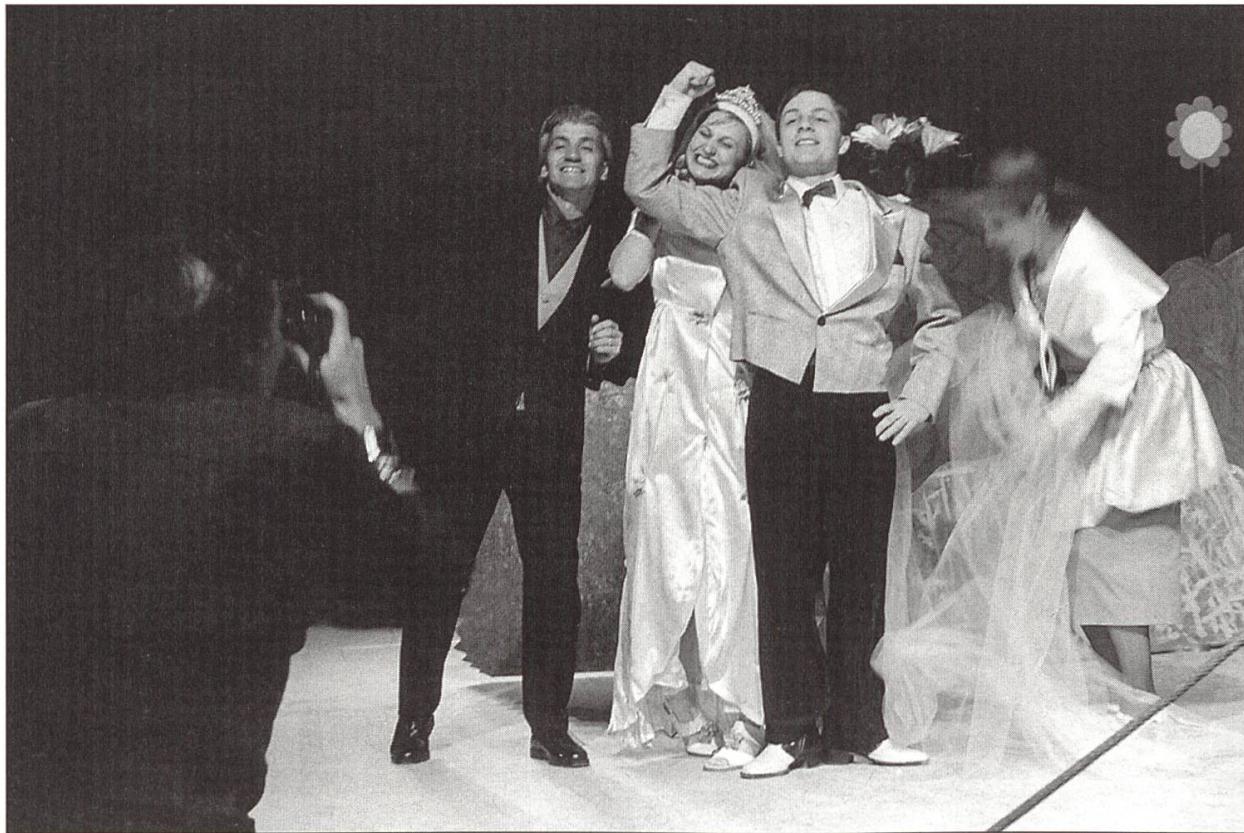
Mutter als zentraler Punkt in der Familie. Mutter als Geschichtenerzählerin. Mutter als Friedenskünstlerin: *Wenn's nume z'friede sind. Ich säge jo nüt. Ich wott jo nor, dass alli z'friede sind, ond de Friede hend. Wenn ichs au nid verstoh, eis merk i sofort, öbs z'friede sind. Nur dorum gohst mer...* (Ich bin selber Mutter von drei Kindern und habe bald gemerkt, dass eigentlich viel von Mutter Imfeld auch in mir vorhanden ist.)

Das Abschiednehmen, das Loslassen können, das Akzeptieren des Todes. Das hat mir als Spielerin besonders Eindruck gemacht. *Ich cha ruhig goh. Mini Ziit isch verbi.*

Es muss wunderbar sein, mit einer solchen Abgeklärtheit und inneren Ruhe

Besetzung der Szene *Mutter zieht die Fäden zurück*:

Erzähler/Franz	Hermann Morf	Mutter	Charlotte Meyer
Freund	René Fellmann	Otti	Toni Bättig
Pater	Iwan Müller	Werner	Kurt Bättig
Pater Ruedi	Thomas Hummer	Mariann	Doris Villiger
Engel	Nina Wehrle	Hanni	Brigitte Weber
Kasperlespiel	Tony Steinmann	Maria	Ursula Greber
Korber	Robert Albisser	Monika	Judith Steinmann
Chor			



Szene aus: *S'Hochsigfoti*, von Franziska Greising.

langsam überzutreten. Ich denke, das ist wirklich gelebtes Leben.

Für mich hat das Theater sehr viel mit dem Leben zu tun.

Toni Bättig, alias Otti:

Ich hatte zu Beginn mit der Erzählung «Mutter stirbt» von Al Imfeld sehr Mühe. Einerseits empfand ich, dass diese Geschichte mit der Idee über die Vision Schweiz an der Schwelle zum dritten Jahrtausend nicht viel zu tun hat. Ich dachte vielmehr an ein unveröffentlichtes, verstaubtes Schriftstück, über ein persönliches Erlebnis, das nun, Gott sei Dank, der Schublade entschwinden konnte. Andererseits liebe

ich Al Imfeld als Schriftsteller nicht besonders. Seine Sprache empfinde ich eher als banal, zu wenig spannend und packend. Für mich ist Al Imfeld ein guter Journalist und Geschichtenerzähler.

Und nun zum Text selber. Die Geschichte vom Leben und Sterben einer Mutter ist mir nicht fremd. Beim Lesen des Textes tauchten mir Bilder aus meiner Jugendzeit auf:

- Manches Mal war ich als «Chrüzliträger» beim Leichenzug dabei. In aller Herrgottsfrühe begab ich mich zu Fuss oder auf dem Bock des Leichenwagens in das Haus der Verstorbenen oder des Verstorbenen, wo noch vor dem Abmarsch des Leichenzuges die Hinterbliebenen einen Psalter beteten. Oder ich war als Ministrant bei der Beerdigung dabei.



Szene aus: *Nid lugg lab gwinnt*, von Beat Sterchi.

- Ich erlebte die Zeit der Missionare, als sie an Sonntagen in der Predigt von ihren Missionsstationen in Afrika erzählten. Ich war immer sehr beeindruckt und wollte auch Missionar werden.
- Viele Stunden verweilte ich bei meinem Nachbarn, der Korber war und schaute bei seiner Arbeit zu oder half ihm beim Schälen der gewässerten Weiden.
- Während der Sekundarschulzeit war ich Hüttenbueb bei einem Bauer und teilte das Zimmer mit dem 70-jährigen Knecht.
- Auch jasse ich gerne und ich kann mich dabei ereifern, was schon mehr als einmal zu Streit führte! – Jassen, ein spirituelles Mittel zur Heiligkeit?
- Vor Jahren liebte ich auch Kafiträsch, jedoch mehr denn heute.

Dieser Text schien eigentlich *zugeschnitten* für mich. Trotzdem fühlte ich mich nicht hingezogen zu diesem Stück, ja ich war sogar *abgeneigt*. Autor und wir Spieler überlegten uns immer wieder, was wir mit diesem Text machen können. Die Geschichte war viel zu lang. Wie ist es möglich aus einer *Erzählung* ein Theaterstück zu formen? Den Text umschreiben in eine direkte Handlung, um ihn auf der Bühne zu spielen, wäre eine Möglichkeit gewesen. Wir beschäftigten uns sehr lange auch mit dem Gedanken, das Leben der Mutter anlässlich der *Beerdigung* oder während des *Leichenmahls* durch Gespräche der Abschiednehmenden, der Missionare und der Angehörigen noch einmal aufleben zu lassen. Schliesslich war es ein *Erzähler*, der an verschiedene Gegebenheiten in Mutters



Szene aus: *Vier Füdli*, von Paul Steinmann.

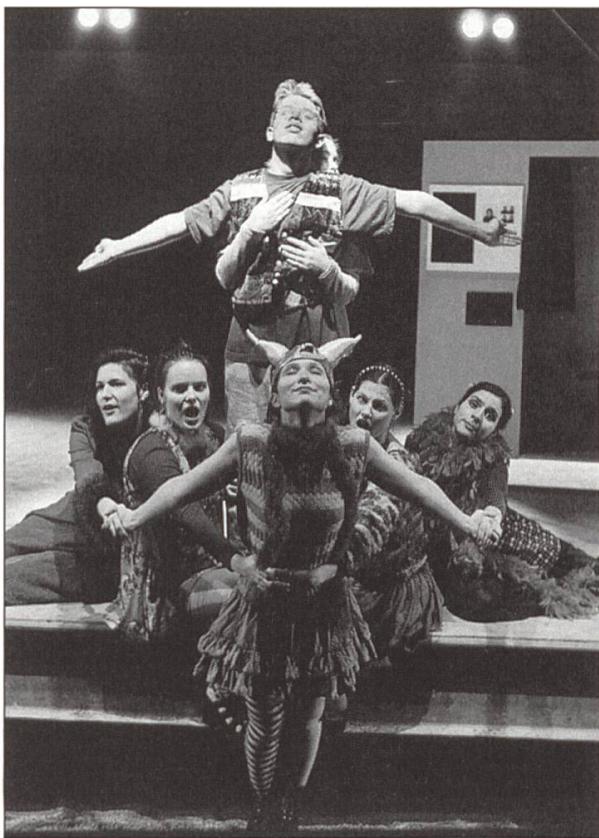
Leben und ihrer eigensten Art erinnerte. In die Erzählung hinein lebte die *Mutter* auf, und einige Sequenzen ihres Lebens ereigneten sich auf der Bühne und wir *Kinder* waren – uns an vergangene Zeiten erinnernd – dabei. So erzählte sie wie damals die Geschichte vom *Knecht*, der im Kasperlespiel auftauchte, die Geschichte vom *Korber*, der selber auf der Bühne sein geschicktes Handwerk aufleben liess. Vergangenes wurde Gegenwart.

Bei der Rollenverteilung schlug mir Livo die Rolle des Otti vor, die ich erstaunlicherweise ohne äusseres und inneres Murren annahm mit dem Gedanken: *Ja, warum eigentlich nicht?* Das *Sich-auseinander-setzen* mit diesem Text und dessen Inszenierung war total *spannend*. Von der Abneigung, die

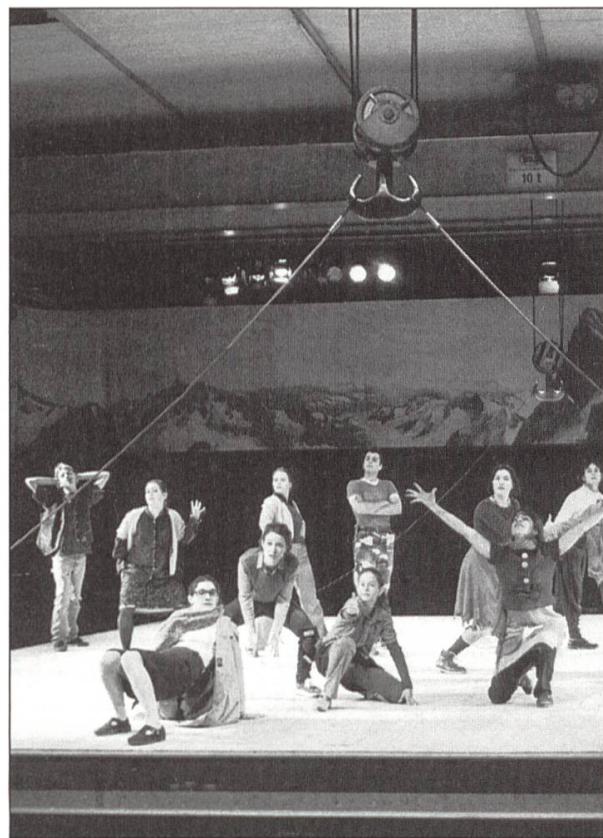
ich auch kund tat (oftmals wurde ich ermuntert positiv zu denken!), den *sogenannten Ideen* und *Etuden* bei den Proben und das *Spielen* auf der Bühne war ein intensiver und *spannender Prozess*. Bei den Aufführungen spürte ich, dass das Publikum sich mit der Lebensart und Lebensphilosophie einer Mutter zu befassen hatte, die noch vor nicht allzu-langer Zeit lebte.

Es lebte ein Stück *Kulturgeschichte* aus dem Luzerner Hinterland auf!

– leben – beten – jassen – Kafi-Träsch
trinken – Missionar – Kinder – künden
– sterben –
... gestern? (gewesen!)
... heute...
morgen...? (Vision!)



Szene aus: Vier Füdli, von Paul Steinmann.



Szene aus: Schweizer Paare, von Hansjörg Schneider.

*Peter Huber, Jugendtheater,
bei dieser Szene Zuschauer:*

Im Text Al Imfelds wird eine Welt beschrieben, welche mir ziemlich fremd und unbekannt ist. Zustände und Beziehungsstrukturen, die ich nur noch vom Hörensagen kenne. Als wir den Text zugeschickt bekamen, da übte er anfänglich eine gewisse Faszination auf mich aus. Ich glaubte irgend eine mir unbekannte Kraft darin zu erkennen. Zusätzlich war ich einfach froh, dass uns ein Text zugeschickt wurde, der darüber hinausging, die kleinkarierten Verhältnisse zu kritisieren. Ich hatte diese ewige Nörgelei am Bünzli-Schweizer langsam satt. Logisch sind diese Texte zum Teil sehr wahr, jedoch denke ich, ist es gerade im Theater enorm wichtig, dass man nicht nur bei

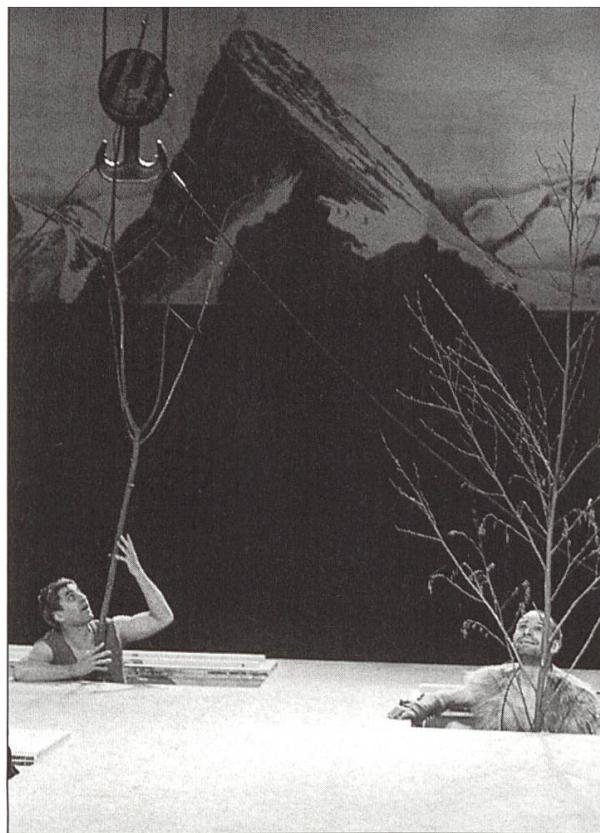
der Kritik stehen bleibt, sondern einen Schritt weiter geht, indem man mögliche Alternativen aufzeigt. Den Text Al Imfelds hielt ich dafür. Die Alternative hiess zurück zu den eigenen Wurzeln, und zwar auf der Suche nach einer bestimmten Kraft, die hier und heute kaum anzutreffen ist.

Als es dann darum ging, diesen Prosa-Text in eine bühnentaugliche Form, und später auf die Bühne selbst zu bringen, ging mein Interesse zurück. Mir gefiel der Text, aber ich war der Meinung, dass es einfach recht schwierig war, ihn umzusetzen, ohne dass dabei die Energie verloren geht. Die Szene war meiner Meinung nach nicht für die Bühne geschaffen: Ein Stück Geschichte – gut für Geschichten – weniger geeignet für ein Theater.

Ich liebe schnelles Theater. Wenn ich auf der Bühne stehe, will ich etwas leisten, will körperlich aktiv sein. Mystisches Theater zieht mich selten rein. Genauso entwickelte sich aber diese Szene. Mir persönlich fehlte der Konflikt darin. Was das zusätzlich noch verstärkte, war sicherlich, dass ich nicht direkt an der Umsetzung beteiligt war. So verlor ich irgendwie den Bezug dazu. Ich hatte die Szene gedanklich abgeschrieben. Sie begann mich nicht mehr zu interessieren.

Erst als ich nach der Premiere mit meinem Vater über unsere Aufführung sprach, und er mir erklärte, dass ihn genau diese Szene am meisten packte, begann ich mir wieder Gedanken darüber zu machen, denn ich war sehr überrascht über diese Aussage. Es sei ihm alles so bekannt vorgekommen: «Die Grossbauernfamilie, die Art zu glauben, das Künden...» Ich persönlich konnte diese Szene nie richtig ins Herz schliessen, bekam aber eine Ahnung davon, was sie bedeuten könnte.

Gut für das Projekt *Ein Schweizer Abend* war die Szene allemal, denn sie lieferte Stoff für etliche Diskussionen innerhalb der Theatergruppe oder auch mit dem Publikum. Die Meinungen gingen dabei ziemlich auseinander. Nicht alle fanden Gefallen an der Szene, doch an niemandem ging diese Szene vorbei, ohne dass er sich wirklich die ganze Sache gründlich durch den Kopf gehen



*Szene aus: S'Baumwreni,
von Markus Sutter.*

liess. Insofern muss man es bereits als gelungen betrachten, denn Theater soll nicht primär gefallen, sondern es soll kitzeln und kratzen, es soll zum Gespräch, zum Nach- und Überdenken anregen. Weiter half die Szene, einen Rhythmus in den ganzen Theaterabend zu bringen, denn in einer Aufführung braucht es auch besinnliche Minuten. Wenn alles nur frech und schnell ist, fällt das Ganze in sich zusammen.

Die Bilder sind aus andern Szenen des Abends. Alle Texte zum Theaterstück *Ein Schweizer Abend* sind zu finden in: *Ein Schweizer Abend*. Theatergesellschaft und Jugendtheater Willisau, gedruckt bei Druckerei Willisauer Bote, Willisau 1999.

Fotos:
Lucia Degonda
Forchstrasse 152
8029 Zürich

